

Niederdeutsches Wort

KLEINE BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN MUNDART-
UND NAMENKUNDE

herausgegeben von
WILLIAM FOERSTE

Band 3
1963



VERLAG ASCHENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT erscheint als Organ des Westfälischen Wörterbuch- und Flurnamenarchivs in Münster (Westfalen) mit Unterstützung des Westfälischen Heimatbundes und des Seminars für Niederdeutsche und Niederländische Philologie der Universität Münster jährlich in zwei Heften von insgesamt etwa 100 Seiten.

BETRÄGE, Zusendungen von Veröffentlichungen zur Anzeige im Rahmen der *Chronik* und alle das *Niederdeutsche Wort* betreffenden Anfragen und Mitteilungen sind zu richten an den Herausgeber Prof. Dr. W. FOERSTE, Münster (Westf.), Domplatz 20.

Inhalt des 3. Bandes (1963)

GERTRUD ANGERMANN	Ergänzungen zum Aufsatz „Niederdeutsch-lippisches Sprachgut im Wortschatz einer Lehrerfamilie“, Niederdeutsches Wort I (1960) S. 49ff.	94
HEINRICH DITTMAYER	Die westfälischen Namen auf -ei (-ey) und -egge	1
DIETHELM DÜSTERLOH	Egge: Berg oder Aue? Ein Beitrag zur Deutung der -egge-Namen aus topographischer Sicht	101
HEINRICH ENTJES	Die Mundart des Dorfes Vriezenveen und ihre Beziehungen zum Westfälischen . . .	37
WILLIAM FOERSTE	Der Flurname Block	27
	Kinkel 'Eiszapfen'	28
	Das Münsterländische	29
	Das Ravensbergische	74
HERMANN GROCHTMANN	Vom alten Platt der Bauerschaft Spexard (Kr. Wiedenbrück)	85
JOACHIM HARTIG	Pütte 'Schachtbrunnen'.	42
GERHARD KETTMANN	Zum Alter des Flurnamenbestandes von Halberstadt/Harz	24
WOLFGANG LAUR	Einige lautliche Besonderheiten in holsteini- schen Ortsnamen	15
MARGARETE PIEPER-LIPPE	Die alten Bezeichnungen der westfälischen Zünfte und ihrer Mitglieder	47
WERNER RABELER	Das plattdeutsche Wort in der plattdeut- schen Sprache	65

Vom alten Platt der Bauerschaft Spexard (Kr. Wiedenbrück)

Das kleine Gebiet, um dessen Mundart es sich hier handelt, ist der nordöstliche Teil der Bauerschaft Spexard (Kr. Wiedenbrück). Der Boden ist Sand, ziemlich leichter, nicht so fruchtbar wie bei Wiedenbrück. Der Verfasser (geb. 1897) ist dort auf einem Bauernhof groß geworden und hat bis zu seinem 17. Lebensjahr alle bäuerlichen Arbeiten verrichten müssen. In der Familie, auf dem Hofe, in der ganzen Bevölkerung, wurde nur Platt gesprochen. Unser Hochdeutsch beschränkte sich auf Schule und Kirche. Die Bevölkerung setzte sich um 1910 zusammen aus Bauern, Köttern, Heuerlingen und einigen Handwerkern und Fabrikarbeitern. Nicht wenige, besonders junge Leute, *gingen met de Ärdarbeggers* (Erdarbeiter) oder *Wiëschöwers* (wörtl. „Wiesenschieber“). Sie planierten. Das geschah bei uns in der Ebene sehr viel. Vor allem wurden niedrige und sumpfige Stellen mit Erde, die man z. B. von einem *Knapp* holte, überdeckt und so in Wiese oder Ackerland verwandelt. In dem Ausdruck *Wiëschöwer* mag noch die urspr. Bedeutung von Wiese enthalten sein. (Vgl. W. FOERSTE, Der Raum Westf. IV, 1 S. 54). Diese letzteren hatten sich aber, soweit sie nicht Heuerlinge waren, durchweg, sobald sie heirateten, ein Stück Land, etwa vier Morgen, erworben und sich darauf ein Häuschen gebaut. Obwohl sich bei ihnen der städtische Einfluß mehr als bei den Bauern und Köttern bemerkbar machte, blieben sie doch mit Grund und Boden verwachsen, bebauten abends nach ihrer Rückkehr von der Arbeit ihr Anwesen und verstanden sich auf alle landwirtschaftlichen Arbeiten.

Jener nordöstliche Teil der Bschft. Spexard, *Lütke Ort* genannt, stellt nur eine schmale, $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ km breite Ausbuchtung ihres Gebietes dar und ist ihr angehängt wie etwa die niederländische Provinz Limburg an die übrigen Niederlande: Einst bildete dieser Teil das Verbindungsstück zwischen der großen Bauerschaft Avenwedde und dem übrigen Amt Reckenberg, das bekanntlich mit der Stadt Wiedenbrück eine osnabrückische Enklave war. Drei ehemalige Territorien rücken hier auf engem Gebiet zusammen: das osnabrückische Reckenberg, westlich davon die Grafschaft Rheda, der das benachbarte Gütersloh angehörte, und östlich die Grafschaft Rietberg. Die ehemaligen Landesgrenzen sind heute noch

an der Sprache ohne weiteres zu erkennen. Auf dem übernächsten Hof, der etwa 5 Minuten entfernt war, sprach man Gütersloher Dialekt, und nicht viel weiter nach der anderen Himmelsrichtung hin, hörte man das *Välsche* (Verler Dialekt). Das wirkte sich dahin aus, daß, wenn man jemand von „jenseits der Grenze“ zitierte, es gerne in dessen Sprache tat. Das geschah, besonders bei uns Kindern, oft aus Nachäfferei, aber auch aus dem Bestreben, das Sprachkolorit des Nachbarn oder Bekannten wiederzugeben. In der Beziehung waren wir „mehrsprachig“, die eigene „unter uns“ gesprochene Mundart blieb aber davon ganz unberührt. Eigenartig war immerhin, daß wir in nächster Nachbarschaft eine „andere Sprache“ hörten, etwa statt *ssiëbem* (sieben) auf der einen Seite *ssebhen* (Gütersloher Dialekt) und auf der anderen *siben* (Verler Dialekt mit stimmhaften *s*) oder statt *niëgen* (neun) *neggen* bzw. *nügen*, während man in dem drei Wegestunden entfernten Wiedenbrück so sprach wie bei uns: der *Lütke Ort* war nur ein schmaler Korridor zwischen zwei gleichen Dialektgebieten, der Bauerschaft Avenwedde (an deren Rand war Ende des 18. Jahrh. das Dorf Friedrichsdorf angelegt worden) und den anderen Bauerschaften des Amtes Reckenberg sowie der Stadt Wiedenbrück.

Bis etwa 1910 gab es in den beiden Bauerschaften Spexard und Avenwedde von den Alteingesessenen vielleicht zwei oder drei Familien, die mit ihren Kindern hochdeutsch sprachen oder sich wenigstens darum bemühten. In den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg wurde das aber häufiger. (Zum heutigen Stand vergl. BERNH. SELHORST, die niederd. Sprache im Kreise Wiedenbrück, Westf. Forsch. 11 (1958) S. 74ff). In der benachbarten Stadt Gütersloh war die Entwicklung schon viel weiter: die alten Gütersloher sprachen unter sich und auch mit uns ihren Dialekt, aber mit den Kindern wurde hochdeutsch gesprochen. Das zeigte sich z. B. im Kommunionunterricht, den wir an der Pfarrkirche in Gütersloh erhielten: die Schar der Kommunikanten schied sich sprachlich in zwei Lager: die aus den Bauerschaften sprachen Platt, *de Sstättkärs* (Städter) hochdeutsch, wobei natürlich auch der Gegensatz zwischen Stadt und Land in Erscheinung trat. Dagegen hörte man auf unserem Schulhof in Spexard — dasselbe galt für Avenwedde —, wenn wir den Lehrer beiseite lassen, nur Platt. Natürlich wurde unser Platt vom Hochdeutschen her beeinflusst, ja man darf wohl

sagen, auch umgestaltet. Das geschah freilich schon seit mehreren Jahrhunderten, seit das Niederdeutsche dem Hochdeutschen in Kirche und Schule hatte weichen müssen. Aber seit 1900 etwa machte sich die Industrialisierung und damit Verstädterung des nahen Gütersloh geltend. Seit der Jugend unserer Eltern und Großeltern hatte sich da viel verändert. Hinzu kam aber noch etwas anderes, was m. E. meist nicht beachtet wird: Der Einfluß des gedruckten Wortes. Bücher las der Bauer zwar kaum, aber die meisten Bauern und Kötter hielten sich in unserer Gegend vor dem Ersten Weltkrieg wenigstens im Winter eine Tageszeitung. Nicht einmal die „Fachliteratur“ fehlte. Als Mitglied des Westf. Bauernvereins bekam unser Vater dessen Fachorgan („Westf. Bauer“). Dazu gab es noch die — meist religiösen — Sonntagsblätter, die fleißig gelesen wurden. Die Illustrierte von damals, ganz zugeschnitten auf die seelische und geistige Verfassung der Leute, war die von der Steyler Missionsgesellschaft herausgegebene Monatszeitschrift „Stadt Gottes“. Sie war in vielen Häusern verbreitet. Was für eine Wirkung sie ausübte, mag man an folgendem sehen: Unser Heuerling konnte sich die Zeitschrift, die im Jahre 3,00 M kostete, nicht leisten. Er bat mich eines Tages, ihm einige Nummern aus unserem Bestand zu bringen. Ich habe es getan und habe dann festgestellt, daß der Mann, sooft er nur konnte, darin las und seiner Frau daraus erzählte, aber natürlich auf Platt. Hier war das Plattsprechen zum Übersetzen aus dem Hochdeutschen geworden.

Das ist aber nur ein Beispiel von vielen, ganz verschiedenartig aussehenden Fällen. Es kamen hier auf das Niederdeutsche aus dem Hochdeutschen so viele neue Vorstellungen, Begriffe und Wörter zu, daß es sie nicht mehr verkraften konnte. Es seien hier zwei Beispiele aus dem technischen Gebiet angeführt. Als die Dreschmaschine in der 2. Hälfte des vorigen Jahrh. aufkam, gab man das Wort dem Platt entsprechend mit *Diäschmaschëine* wieder und die Dampflokomobile, die dazu gehörte, nannte man recht sinnvoll *Dömper*. Recht plastisch bezeichnete man die Dreschmaschine auch mit *Diäschkasten* oder einfach *de Kasten*. Als zu diesen beiden Teilen — in meiner Heimat um 1905 — der sog. Selbstbinder hinzukam, ein kleines auf zwei Rädern stehendes und fahrbares Triebwerk, das das Binden des beim Dreschen anfallenden Strohs mechanisch vollzog, da behielt das neue Teil seinen hochd. Namen Selbstbinder,

wenn auch gelegentlich wohl einfach *de Bëiner* (Binder) gesagt wurde. Nicht vergessen sei allerdings, daß die Leute dieses Instrument, das die Arbeit vollführte, die vorher von etwa vier Personen, meist Frauen, verrichtet worden war, und im Vergleich zu den beiden anderen, schweren Teilen, die meist von vier Pferden transportiert wurden, leicht war und von einem Tier befördert wurde, *dat Wëif* (das Weib) nannten.

Die Mähmaschine, die um die Jahrhundertwende in unserer Gegend von den Meiern — im Kr. Wiedenbrück gibt es Meierhöfe, nur zwei Schultenhöfe — und zweispännigen Bauern angeschafft wurde, hieß auf gut plattdeutsch *Maggemaschëinen* oder, weil sie auch bei der Heuernte zum Grasschneiden verwandt wurde, *Gräßmaschëine*. Als dann nach dem Ersten Weltkrieg bei den größeren Bauern die Mähmaschine für die Getreideernte durch den Mähbinder ersetzt wurde, blieb der hochd. Name, wenn man auch bald kurzweg *Binder* sagte und noch sagt. So ist auch in neuester Zeit der Mähdrescher nicht zum *Maggediäschter* geworden, sondern behauptet seinen hochdeutschen Namen. Doch zurück in die Zeit um 1910. Bei den eindringenden hochd. Wörtern, die mit *Z* anfangen, hat sich unser Platt zunächst gegen diesen ihm fremden Laut gewehrt: die älteren Leute sagten z. B. nur *Sseitung*, *Ssug* (Eisenbahn-Zug), *Ssucker* (Zucker), *Ssemänt* (Zement), *Ssink* (Zink), *Ssikurgen* (Zichorie, war als Kaffee-Ersatz oder -zusatz bekannt, auch die Pflanze wurde, besonders im 1. Weltkrieg angebaut), *Ssinder* (Zentner), *Ssiël* (Zettel) u. a. Die drei letzten verraten durch ihre Form, daß sie schon länger im Plattdeutschen heimisch waren. Sie wurden auch von der Jugend nur mit *s* gesprochen, während sie schon *Zeitung*, *Zug* und wohl auch *Zucker* sagte; die Aussprache *Zucker* fiel mir als Jungen allerdings auf, zumal sie gerne von bestimmten Damen gebracht wurde.

Unbestritten war noch die Herrschaft, auch in Schule und Kirche, des *Ss* vor Dentalen und Labialen: *Sstunne*, *Sspäck* (Speck). Aber nicht vor Gutturalen und Liquiden: wir sagten nicht *Skinken* (Schinken), auch nicht die älteren Leute; wir sagten nicht *Slingel*, sondern *Schlümgel*, nicht *Slamëin*, sondern *Schlameëin* (ist ein Schimpfwort). *Slingel*, *slimm* u. dergl. habe ich nur bei einer alten Dame in Wiedenbrück gehört. Anders war es im Wortinnern: da sagten die älteren Leute noch *diäskên*, *Holskên* (Holzschuhe), *tüskên* (zwischen),

belske (= ziemlich, ganz; verwandt mit dem niederl. *ge-heel*?), während wir Jungen alle ein *sch* sprachen. Daß wir, jung und alt, Lehrer und Bauer, *g* wie *ch* aussprachen, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung. Als ich im 17. Lebensjahr in ein Internat ins Rheinland kam, um noch zu „studieren“, da habe ich für mein westfälisches *st*, *sp* und *g* manchen Spott über mich ergehen lassen müssen und verteidigte zunächst meine Aussprache als die richtige, da sie mit dem geschriebenen Wort übereinstimme.

Soviel zum allgemeinen Teil. Es sollte da nur das eine oder andere, das ich für unsere Gegend und für unser Platt von damals als charakteristisch ansehe, kurz herausgestellt, nicht jedoch eine vollständige Darstellung darüber gebracht werden. Dasselbe gilt für die nun folgenden einzelnen Wörter und Wortgruppen.

Verwandschaft und Geschlecht bei Mensch und Haustieren

Vater und Mutter wurden mit *Papa* und *Mama* von uns Kindern angedredet und so hießen sie auch, wenn man in der 3. Person von ihnen sprach. Erwachsene jedoch, besonders wenn sie verheiratet waren und selber schon Kinder hatten, gebrauchten gerne in demselben Sinne *Vā* und *Mouder*. Die menschliche Mutter hatte noch das *d* bewahrt, während das selbe Wort ohne *d*, *Mouer* (man schriebe besser wohl *Mour*) die Tiermutter bezeichnete, meist in Zusammensetzungen als Bestimmungswort gebraucht, z. B. *Mouerkatten*, weibliche Katze. Dagegen hieß das weibliche Schwein, besonders wenn es trüchtig war oder schon geworfen hatte, *Mudden*, das weibliche Ferkel *Müttcken*.

Dem Papa und Mama entsprachen *Großpapa* und *Großmama*. In der 3. Pers. gebrauchte man auch die Bezeichnung *Großvadder*. Das hochdeutsche *Groß-* zeigt, daß die Bezeichnungen nicht alt waren. Bei den älteren Leuten hieß der Großvater *de Aule* und die Großmutter *de Olsche* oder *Osilke*. Als Anrede wurden die beiden Wörter aber nicht gebraucht. Bei uns Kindern hatte der Ausdruck *Aule* schon etwas Abwertendes an sich; so klein wir auch noch waren, beschimpften wir uns doch mit *du Aule*.

Die Begriffe und Wörter *Unkel* und *Tante* waren natürlich wohl bekannt. Man verwandte sie aber fast nur, um den Verwandtschaftsgrad zu bezeichnen, etwa *de Wëisbröcker ist Unkel ööver den Giärt*. Sonst wurden der Onkel oder die Tante nur mit ihrem

Familien- oder Hofnamen bezeichnet: *de Weisbröcker, de Weisbröksche*. Allerdings wurden in einigen Familien, besonders wenn sie mit Leuten in der Stadt engere Beziehungen hatten, wie auf unserem Nachbarshof, die Kinder angehalten *Unkel Weisbröcker* und *Tante Weisbröcker* zu sagen, ja es kam schon der Vorname auf: *Unkel Willäm, Tante Anna*. Das hat sich dann auch weiterhin durchgesetzt, wobei aus dem *Unkel* der hochd. *Onkel* wurde. *Vetter* und *Nichte* als Verwandtschaftsbezeichnungen waren bekannt. Aber ich möchte annehmen, daß sie, wie auch *Unkel* und *Tante* vom Hochdeutschen her eingedrungen sind. Zur Bezeichnung des 3. Verwandtschaftsgrades bediente man sich noch des Ausdrucks *Graitkeninner*. Die junge Generation von heute, auch wenn sie noch wie auf meinem väterlichen Hof Platt spricht, kennt das Wort nicht mehr. Schon mir kam es etwas ungewöhnlich und fremd vor, obwohl es mein Vater (geb. 1858) noch als selbstverständlich gebrauchte. *Suen* (Sohn) und *Dochder* (Tochter) drückten ebenfalls nur das Verwandtschaftsverhältnis aus: *Dat is sēine Dochder*. Dagegen lautete der Satz: „N. hat sechs Söhne und drei Töchter“ im Platten: *N. häff säs Jungens un drē Luitens*. *Luit* wurde ungefähr im gleichen Sinne wie das hochdeutsche Mädchen gebraucht, auch für Dienstmädchen, besonders wenn dies der Schule noch nicht lange entwachsen war. Sonst sagte man lieber *Miäken* oder *Magget* (Magd). Zwillinge hießen um 1910 nur *Twiesen*, heute hat man das hochdeutsche Wort übernommen und nennt sie *Twillinge*.

Die Bezeichnungen für Alter und Geschlecht der Haustiere waren recht mannigfaltig. *Kou* (Kuh) oder *Koudēär* (Kuhtier) bezeichnete sowohl die Gattung wie die Milchkuh. Bevor das Tier *melk* wurde, war es ein *Rind*. Als Gattungsname wurde dieses Wort gar nicht gebraucht. Das weibliche *Kalf* wurde als *Stiäken* oder *Stiäkenkalf* bezeichnet, das urspr. *r* kommt kaum mehr zur Geltung, (so auch *Käl* = Karl); das *Rind* oder der junge Ochs, die nicht so gut gefüttert wurden wie die Milchkuh, wie der Mast- oder Zugochse als *Fäsel*. Der Ausdruck wurde entsprechend auch beim Schwein verwandt. Und zu einem Menschen, der nicht gut genährt, aber auch nicht gerade unterernährt aussah, sagte man wohl: *Als Fäsel kāns Du na hēngōn* (Als *Fäsel* kannst Du noch hingehen). Das Wort *Mudden* für Mutterschwein wurde schon erwähnt. Daneben gab es die Bezeichnung *Suegen*, das mehr das säugende Schwein

bezeichnet; die beiden Wörter wurden aber promiscue gebraucht. Das kastrierte männliche Schwein hieß *Kän*, der Zuchteber *Bä* (-r wieder verschwunden oder hat sich wie im Griechischen vokalbildend oder -verlängernd ausgewirkt). Daß *Schwëin* auch bei uns als Schimpfwort in der bekannten Bedeutung verwandt wurde, braucht wohl nicht erwähnt zu werden. Was aber ursprünglich ein „Pachtschwein“ war und warum das Wort gebraucht wurde, um einen faul Daliegenden scheltend zu charakterisieren, weiß ich bis heute nicht¹. Wie oft hat Mutter zu mir erbost gesagt, wenn ich mich faul auf eine Bank oder den Erdboden hingelegt hatte: *Du ligst do on'n Pachtschwëin* (Du liegst da wie ein Pachtschwein). Von der im 19. Jahrh. großartigen Schafzucht — jeder Hof hatte da eine Herde — waren um 1910 nur noch wenige Herden übrig, darunter auch zwei in unserer Nachbarschaft. Als Jungen suchten wir die Schäfer dieser Herden, die etwas anders waren als die andern Menschen, sehr gerne auf. Dort vernahmen wir dann auch, wenn im zeitigen Frühjahr die Lämmer erschienen, den Ausdruck *Öggelamm* (weibl. Lamm), natürlich auch *Hiämel* (Hammel) und *Buck*. — *Hund* (in der hochd. Form) wurde nur als Schimpfwort gebraucht: war man auf jemand zornig, dann sagte man wohl: *So'n Hund*. Für das Haustier kannte man nur den Namen *Rüe*. Um den weiblichen Hund zu bezeichnen, sagte man *Tiëben* oder *Tiëwen*.

Die *Mouärkatten* (weibl. Katze) wurde schon erwähnt; der Name für Kater lautete *Bolsen*. Beim *Piäd* gab es zwischen dem *Füölen* (Füllen) und dem voll ausgewachsenen, eingespannten Pferd, den *Stouben*. Was den Geflügelhof angeht, so gehört unser Ort zu der Gegend, in dem der Enterich *Wiëk*, die weibliche Ente *Änt*, der Täuberich *Oant* heißt.

Namen wilder Tiere

Diese Namen mögen als Bestätigung oder Ergänzung unserer heutigen Wortgeographie nicht ohne einige Bedeutung sein. *Wännäk* ist ein Maulwurf. Wohl auf Grund seiner runden, glatten Gestalt sagte man etwa zu jemand, der durch seine runde Fülle auffiel, besonders zu einem Kinde: *Du dicke Wännäk*. Wer sich in

¹ Pachtschwëin ist ein als Pacht bezahltes fettes Schwein. (DWb 7, 1398, nach Justus Möser). [F. WORTMANN].

der westfälischen Wortgeographie auskennt, wird ohne weiteres die folgenden Wörter verstehen: *Poggen* (Frosch), *Poggenstoul* (Pilz), *Uissen* (Kröte), *Touniëgel* (Igel), *Spreien* (Star), *Lüinick* (Sperling), *Hiägät* (Eichelhäher), *Gaffeltange* (Ohrwurm), *Piëk* (Wurm, neben *Wuorm*), *Ülk* (Iltis). Das Adjektiv *quiëk* war noch vorhanden in *Quiëkstätken* (Bachstelze, Name vom dauernden Bewegen ihres Schwanzes). Unter den Vögeln, die man weniger zu Gesicht bekam als etwa Sperling und Bachstelze waren besonders bekannt *de Wiëwoäge* (Pirol) durch seinen wunderschönen Ruf und sein kunstvolles Nest und *de Hawerbuk* (Bekassine, Heerschnepfe, Gallinago gallinago) durch den meckernden Ton, den dieser Vogel beim Balzflug durch Schwirren der Schwanzfedern hervorbringt; in den niedrigen Wiesen der Dalke war die Bekassine gar nicht selten.

Pflanzennamen, die nicht mit dem Hochdeutschen übereinstimmen oder sich lautlich weit von ihm entfernt haben

In den soeben genannten niedrigen Wiesen, die zum großen Teil früher Sumpf gewesen, wuchsen, nicht zur Freude des Bauern, sehr viele *Kröckel* (Schachtelhalm). In Wäldern und Büschen gediehen auf moorigem Untergrund *de Fiëmän* (*Vaccinium uliginosum*, große Heidelbeere, wird höher als die gewöhnliche Heidelbeere, blaugrüne Blätter, Beere innen weiß oder farblos, etwas faden Geschmack). Trotz ihres faden Geschmacks wurde sie von Kindern gern gesucht, durch die immer weiter um sich greifende Urbarmachung verschwand sie aber immer mehr. Das war auch mit der bekannten Heidel- oder Waldbeere (*vaccinium myrtillus*) der Fall, die um 1905 in unserer Gegend noch recht zahlreich war, dann aber immer mehr zurückging. Sie führte in unserem Platt den Namen *Fäiwärn*. Preiselbeeren wuchsen ebenfalls um 1905 noch recht viele bei uns; sie wurden namentlich von den älteren Leuten auf Grund ihres herben Geschmacks (ohne Zucker) sehr geschätzt. Ihren hochdeutschen Namen lernten wir mit Mühe in der Schule, da sie nur als *Drüppel* bei alt und jung bekannt waren. Daß die Heidelbeeren, von der der Lehrer in der Schule sprach, gleich *Fäiwärn* waren, hatten wir bald heraus. Für die *Fiëmän* haben wir aber nie einen hochdeutschen Namen erfahren. Das hochdeutsche Brombeere war in unserm Platt zu *Brummel* geworden. Das Wort kommt hier auch als Familienname vor, für sich allein oder in

Zusammensetzungen, z. B. Thiesbrummel (oder liegt dem ein anderes Wort zugrunde?). Wenn es etymologisch dasselbe Wort ist, dann hatten bei uns die Himbeeren ihr h verloren: sie hießen *Eimän* (-r?). Die Erdbeeren waren zu *Äwärn* geworden. Die Stachelbeere hieß *Stippel*, heute dringt das dem Hochd. entlehnte *Stachelbiärn* vor. Wir Jungen sagten meist *Ploumen*, die älteren Leute dagegen *Proumen*. Mit *Woallen* (Wurzeln) bezeichnete man die (gelbe) Feldmöhre, die vor dem Ersten Weltkrieg von allen als Viehfutter angebaut wurde — heute hat man den Anbau wegen der vielen Arbeiten, die damit verbunden sind, fast ganz aufgegeben — die (rote) Eßmöhre, die zu der Zeit viel kürzer war als die Feldmöhre, dagegen als *Tappwoallen*. Eine Ölfrucht, die auf dem Sandboden im 19. Jahrh. viel angebaut worden sein muß und im Ersten Weltkrieg wieder zu Ehren kam, führte den Namen *Hüttepütten*; in den Niederlanden hieß sie, wie ich von einem alten Aufseher des Freilichtmuseums erfuhr, *Hüttentütten*. Vielleicht war unser *p* nur ein Hörfehler. Das Stroh wurde auch für Besen gebraucht allein oder, was häufiger der Fall war, mit Birkenreisern oder Ginster vermischt. Der Ginster hatte einen fast französisch klingenden Namen: *Bronschen* (eigentlich Brömschen, vgl. hd. Bram). Als letztes sei noch das Wort *Quäkel* (Wacholder) angeführt.

Datteln

H. GROCHTMANN